

(Nachdruck verboten.)

Das Geld.

Roman von Emile Zola.

32]

Chabes gewichtigster Grund gegen das Spiel war, daß der Spieler mit mathematischer Notwendigkeit verlieren muß: gewinnt er, so hat er die Maklerprovision und die Stempelfkosten zu zahlen; verliert er, dann hat er außer dem Verluste noch die nämlichen Kosten zu tragen, so daß, selbst im Falle er gleich oft gewinnt und verliert, immer noch Provision und Stempelgebühr aus seiner Tasche fließen. Jährlich ergeben diese Gebühren an der Pariser Börse die ungeheure Gesamtsumme von achtzig Millionen.

Wie eine Waffe schwang er diese Ziffer von achtzig Millionen, die der Staat, die Coulotte und die Makler einheimen.

Auf der Bank hinten im Gang bekannte Marcelle ihrem Manne einen Teil dieser Geschichte:

„Lieber Schatz, ich muß Dir sagen, daß ich's schlecht getroffen habe. Mama hatte gerade mit Papa Streit wegen eines Verlustes, den er an der Börse erlitten hat. . . Ja, er steckt scheint's immer dort. Das kommt mir so merkwürdig vor, er ließ damals nur ehrliche Arbeit gelten. . . Kurz, sie haderten miteinander, und da lag eine Zeitung, die „Cote financière“, die hielt ihm Mama unter die Nase und lächelte, er verstehe nichts, sie habe die Baisse richtig vorausgesehen. Dann hat er ein andres Blatt geholt, eben die „Espérance“, und hat ihr den Artikel zeigen wollen, aus dem er seine Nachricht geschöpft hatte. Kurz, alles liegt voll Zeitungen bei ihnen, sie stecken vom Morgen bis zum Abend die Nase hinein, und ich glaube, Gott verzeihe mir's! daß Mama auch das Spielen anfängt, trotz ihres scheinbaren Zornes. . .“

Jordan mußte lachen, so spaßhaft war sie in ihrem Kummer, wenn sie den Auftritt darstellte.

„Kurzum, ich habe ihnen meine Geldverlegenheit erzählt und sie gebeten, uns zweihundert Frank vorzuschicken, um die Vollstreckung aufzuhalten. Da hättest Du ihr Jammern hören sollen: zweihundert Frank, wenn sie zweitausend an der Börse verloren! Wollte ich mit ihnen Scherz treiben? Wollte ich sie denn zu Grunde richten? Nie habe ich sie so gesehen. . . Sie waren sonst so lieb gegen mich und hätten alles ausgegeben, um mir Geschenke zu kaufen! Ich glaube wahrhaftig, daß sie närrisch werden, denn es ist ein rechter Unsinn, wenn man sich das Leben so verbittert! Sie sind ja so glücklich in ihrem schönen Heim, ohne jede Sorge und brauchen mir noch ihr so hart verdientes Vermögen behaglich zu verzehren!“

„Ich will hoffen, daß Du vom Bitten abgelaßen hast,“ sagte Jordan.

„Rein, ich habe nicht abgelaßen, und dann sind sie über Dich hergefallen. . . Du siehst, ich sage Dir alles; ich hatte mir zwar vorgenommen, das für mich zu behalten, aber es fährt mir so heraus. . . Sie haben mir wiederholt, sie hätten dies vorausgesehen, es sei kein Handwerk, in den Zeitungen herumzuschreiben, wir würden noch im Armenhause enden. . . Kurz, ich geriet selbst in Harnisch und wollte gerade fort, als der Hauptmann hereinkam. Du weißt, er hat mich immer vergöttert, der Onkel Chave. In seiner Gegenwart sind sie vernünftig geworden, um so mehr, als er Papa triumphierend fragte, ob er sich weiter ausbeuten lassen wolle. . . Da hat mich Mama beiseite genommen und mir fünfzig Frank in die Hand gedrückt, indem sie sagte, damit würden wir ein paar Tage Frist erlangen, die Zeit, uns umzusehen.“

„Fünfzig Frank? Ein Almosen? Und das hast Du genommen?“

Marcelle hatte zärtlich seine Hand ergriffen und sprach ihm mit dem ganzen Aufwand ihrer ruhigen Vernunft zu. „Höre, Schatz, sei nicht böse! . . . Ja, ich habe es genommen und habe so klar begriffen, daß Du es nie über Dich gewinnen würdest, das Geld zum Gerichtsvollzieher zu tragen, daß ich zugleich zu diesem Gerichtsvollzieher hingegangen bin, Du weißt schon, in der Rue Cadet. Aber, denke Dir, er hat mir's nicht abgenommen und mir auseinandergelegt, er habe ausdrückliche Weisung von Herrn Busch, und Herr Busch allein

könne die Vollstreckung aufhalten. . . O, dieser Busch! Ich hasse zwar niemand, aber was mich dieser Mensch anekelt und außer Rand und Band bringt! Gleichwohl bin ich zu ihm geeilt nach der Rue Feydeau, und er hat sich wohl mit den fünfzig Frank begnügen müssen; so haben wir vierzehn Tage Ruhe.“

„Seltige Erregung zog das Gesicht Jordans zusammen, während verhaltene Thränen seine Augenlider benetzten.“

„Das hast Du gethan, mein Weibchen, das hast Du gethan?“

„Natürlich, ich will doch nicht, daß man Dich weiter belästige. Was liegt mir an den Grobheiten, die ich einstecke, wenn man Dich nur ruhiger arbeiten läßt?“

Jetzt lachte sie wieder und erzählte von ihrem Besuch bei Busch mitten unter den schmierigen Aktenheften, wie grob er sie empfangen habe, mit der Drohung, ihnen kein Stück Leibwäsche zu lassen, wenn ihm nicht sofort die ganze Schuld bezahlt würde.

Das Komische war, daß sie sich den Genuß verstatet hatte, den Mann außer sich zu bringen, indem sie ihm den rechtmäßigen Besitz dieser Schuld abtritt, dieser dreihundert Frank in Wechseln, die mit den Kosten auf siebenhundertunddreißig Frank fünfzehn Centimes aufgelaufen waren, und die ihn vielleicht unter einer Partie alter Lumpen keine hundert Sous gekostet hätten. Er ersuchte fast vor Wut: ersiens habe er gerade diese Wechsel sehr teuer gekauft, dazu komme seine Zeitverschwendung, die ermüdenden Gänge, die er zwei Jahre lang gemacht hatte, um den Aussteller wieder aufzuspielen, und die Gewandtheit, die er bei solcher Menschenjagd entfalten müsse. — Sollte er sich für alles das nicht bezahlt machen? So gehe es eben den Leuten, die sich erwischen ließen! Schließlich hatte er doch noch die fünfzig Frank genommen, da sein vorsichtiges System darin bestand, sich immer abfinden zu lassen.

„O, was bist Du für ein wackeres Weibchen, und wie liebe ich Dich!“ rief Jordan und ließ sich dazu hinreißen, Marcelle zu küssen, obwohl der Redaktionssekretär gerade durch das Wartezimmer ging.

Dann fragte er leiser:

„Wie viel hast Du noch zu Hause?“

„Sieben Frank.“

„Gut!“ sprach er ganz glücklich, „das genügt uns für zwei Tage, und ich verlange also keinen Vorschuß, den man mir übrigens verweigern würde. So etwas fällt mir schwer. . . Morgen will ich beim „Figaro“ nachsehen, ob man einen Aufsatz von mir brauchen kann. . . Ja, wenn ich erst meinen Roman beendet hätte, wenn er mir ein klein wenig Abjaz fände!“

Jetzt war es an Marcelle, ihn zu küssen.

„Ja wohl! es wird alles gut werden. . . Du gehst jetzt mit mir heim, nicht wahr? Das wird sehr nett, und wir kaufen unterwegs auf morgen früh einen Viedling an der Ecke der Rue de Clignan, wo ich prächtige gesehen habe. Heute abend giebt's Speckartoffeln.“

Nachdem Jordan einen Kollegen ersucht hatte, für ihn die Korrekturfahnen zu lesen, ging er mit seiner Frau weg. Saccard und Huret waren ebenfalls am Aufbrechen. Auf der Straße hielt gerade vor der Hausthüre ein Wagen, und sie sahen die Baronin Sandorff aussteigen, welche beide mit einem Lächeln begrüßte und dann flugs hinaufeilte. Zuweilen stattete sie so Zantron einen Besuch ab. Saccard, den ihre großen unmräbrenden Augen sehr aufregten, wäre fast wieder hinaufgegangen.

Oben im Zimmer des Hauptredakteurs wollte die Baronin nicht einmal Platz nehmen. Nur einen guten Morgen im Vorbeigehen, bloß ein Zufall, ihn zu fragen, ob er nichts Neues wisse.

Trotz seines raschen Aufkommens behandelte sie ihn immer noch wie damals, als sie ihn jeden Morgen bei ihrem Vater, Herrn von Ladricourt, mit dem gekrümmten Rücken eines eine Orde ererbenden Kommissionärs sah. Ihr Vater war von empörender Roheit; nie konnte sie den Fußtritt vermissen, mit welchem er im Zorne über einen ansehnlichen Verlust ihn hinausgeworfen hatte. Und jetzt, da sie ihn an der Quelle der Nachrichten sah, war sie mit ihm vertraulich geworden, um ihn womöglich auszufragen.

„Nun, nichts Neues?“

„Ich weiß wahrhaftig nichts.“

Sie blühte ihn aber immer noch lächelnd an, fest überzeugt, daß er nichts sagen wollte. Um ihn zu zwingen, mit der Sprache herauszurücken, begann sie hierauf von dem eifältigen Krieg zu reden, in welchem Oestreich, Italien und Preußen demnächst zusammengerahten sollten. Die Spekulation sei aus dem Häuschen, die italienischen Werte wichen bis ins Bodenlose zurück, mit ihnen auch alle andren Werte. Sie sei in großer Verlegenheit, weil sie nicht wisse, wie weit sie dieser Bewegung folgen sollte, und auf den nächsten Stichtag mit ziemlich bedeutenden Summen engagiert sei.

„Giebt Ihnen denn Ihr Herr Gemahl keine Auskunft?“ fragte Zantrou scherzend, „er ist doch am richtigen Platz, in der Gesandtschaft!“

„O, mein Mann!“ murmelte sie mit geringschätziger Geberde. „Aus dem Kriege ich nichts mehr heraus.“

Er scherzte noch weiter und verstieg sich zu einer Anspielung auf den Generalstaatsanwalt Delcambre, den Liebhaber, welcher ihre Differenzen beglich, wie man erzählte, wenn sie sich überhaupt entschloß, sie zu bezahlen:

„Und Ihre Freunde, wissen die denn nichts? weder bei Hof, noch bei Gericht?“

Sie that, als habe sie die Anspielung nicht verstanden, und entgegnete mit bittendem Tone, ohne die Augen von ihm zu lassen:

„Wohlan, seien Sie wenigstens liebenswürdig . . . Sie wissen etwas . . .“

„Liebenswürdig? Weshalb denn?“ sagte er mit verlegenem Lächeln. „Sie sind's nicht besonders mit mir.“

Mit einem Male wurde die Baronin wieder ernst, und ihre Augen blickten hart. Schon wandte sie ihm den Rücken, um wegzugehen, als er in seinem Aerger hinzusetzte, um sie zu verlegen:

„Sie sind Saccard an der Thüre begegnet, nicht wahr? Warum haben Sie ihn nicht gefragt? Er darf Ihnen ja nichts mehr verweigern.“

Sie machte rasch Kehrt:

„Was meinen Sie damit?“

„Se nun! was Ihnen zu verstehen beliebt wird . . . Nur keine Geheimnisthramerei, ich habe Sie in meinem Hause gesehen, und ich kenne ihn!“

Da häumte sich in ihr der ganze noch lebendige Stolz ihres Geschlechtes auf und tauchte aus dem trüben Bodensatz, aus dem Schlamm empor, worin diese Frau durch ihre Leidenschaft Tag für Tag tiefer versank. Sie hielt aber an sich und sagte bloß mit klarer, barocker Stimme:

„Hören Sie mal, mein Bestier, für wen halten Sie mich denn? . . . Sie sind verrückt . . . Nein, ich bin nicht die Raitresse Ihres Saccard, weil ich ihn nicht gemocht habe.“

Da machte er mit der zierlichen Höflichkeit des gebildeten Mannes eine tiefe Verbeugung vor ihr:

„Nun, gnädige Frau, dann haben Sie im höchsten Grade unrecht gehabt . . . Glauben Sie mir's, wenn Sie noch einmal in ähnliche Lage kommen, sollten Sie nicht veräumen, Ihren Vorteil wahrzunehmen, weil Sie, die Sie immer auf der Jagd nach Nachrichten sind, ohne solchen Aufwand von Mühe unter dem Kopflissen dieses Herrn Nachrichten finden würden. Ja, ja, bald ist das Reiz ganz voll davon, und Sie brauchen nur Ihre hübschen Fingerchen danach auszustrecken.“

Sie hielt es für geraten, zu lachen und sich gewissermaßen in seinen Eynismus zu fügen. Als sie ihm die Hand drückte, fühlte sich die ihrige ganz kalt an.

Der Monat Juni verstrich. Am fünfzehnten hatte Italien an Oestreich den Krieg erklärt. Andererseits hatte Preußen binnen kaum zwei Wochen beide Hessen, Baden und Sachsen erobert. Frankreich hatte sich nicht gerührt; die Wohlunterrichteten flüsternten ganz leise an der Börse, es sei durch geheime Abmachungen an Preußen gebunden, seitdem sich Bismarck nach Biarritz zum Kaiser begeben hätte, und geheimnisvoll sprach man von den Entschädigungen, die Frankreich für seine Neutralität bekommen sollte. Nichtsdestoweniger wichen die Kurse in verheerendem Maße zurück. Als am 4. Juli die Nachricht von Sadowa, dieser so unerwartete Donnereschlag, eintraf, da trat ein Absturz aller Werte ein. Man glaubte an hartnäckige Fortsetzung des Krieges; denn wenn Oestreich auch von Preußen geschlagen war, so hatte es dafür bei Custozza Italien besiegt, und es hieß schon, es gebe Wöfmen auf und sammle die Trümmer seines Heeres. Im Parkett regnete es Verkaufsborders, man fand gar keine Käufer mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

th. Die Laube. Es geschah nämlich in diesen hellen Frühlingstagen, daß Frau Hendrichs an ihrem Balkon dachte. Es fiel ihr ein, daß die Sonne so warm zu scheinen begann, daß man schon ein paar Minuten draußen sitzen konnte. Sie sah ein paar Minuten draußen, über Mittag sogar eine ganze Stunde. Schließlich schien ihr aber doch irgend etwas zu mißfallen; sie klingelte nach dem Mädchen und befahl ihr, den Portier zu holen, sie habe wegen des Balkons mit ihm zu reden. Der Portier kam rasch, ein kleines, schmalbrüstiges Kerlchen, dem man's reichlich ansah, daß das Leben ihn nicht gerade allzuweid gebettet. Hatte es auch nicht. Mit vier Kindern kann man selbst in einer Portierloge keine Schätze sammeln, wenn man es schon ein bißchen auf der Brust hat und bloß so nebeiseit mit Gelegenheitsstischlerei ein paar armselige Groschen verdient.

Er drehte die Mühe in den Händen: „Also wegen den Balkon wollten Frau Hendrichs reden?“

„Ja, wegen des Balkons, Steiner, so kann er nicht bleiben. Es guckt einen jeder aufs Butterbrot. Wir müssen einen Schutz haben, und ich denk', wir machen 'ne Laube, eine mit wildem Wein und Feuerbohnen, so recht schön muschelig.“

„Allemaal Frau Hendrichs, und dem soll ich wohl's Gerüste nageln? Haben Sie denn schon Latten?“

„Noch nicht, Steiner, Sie können mir ja aber sagen, wieviel Sie brauchen, ich lasse sie dann holen vom Zimmerplatz.“

„Na ja, denn wer'd mal messen.“ Er nahm seinen Zollstock heraus und legte ihn an: „So lang soll's doch? Nicht wahr? Na, und hoch bis hier an de Thür? Der wären also vier Stangen von anderthalb Meter und eine von einem Meter, die nehmen wir denn oben lang.“ Er zeigte.

„Ja, ja, Steiner, ich lasse sie denn holen, gleich' nach dem Essen. Und was kriegen Sie denn für den Kummel?“

„Was?“ Der Kleine trakte sich hinter den Ohren. „Na, ich wer's billig machen, weil Frau Hendrichs auch meine Frau de Wäsche jtebt, also 'ne Mark fufzig.“

„'ne Mark fufzig,“ sie nickte, „ist das nicht doch ein bißchen viel, Steiner? Es sind doch bloß die paar Latten zu nageln, sagen wir 'ne Mark, das ist auch genug.“

Der Kleine zögerte: „'ne Mark? Jott, Frau Hendrichs, man muß't doch jenau abpassen, dett macht Arbeit, dett is ja nich so leicht und det Fünfgrößenstück mehr zählt doch nich mit.“

„Ja, das sagen Sie, Steiner, das zählt wohl, ich muß mir noch 'n Frühjahrsput laufen, da brauch' ich auch Geld. Na, ich werde mit meinem Mann reden, wir lassen's denn vielleicht am Nachmittag machen.“

Der kleine Steiner ging. Frau Hendrichs trat an den Schreibtisch, nahm ein Geldlästchen heraus und zählte den Inhalt — und zählte ihn noch einmal. Ihr hübsches Puppengesicht bekam einen ärgerlichen Ausdruck, nein, es war schon wie es war, es langte nicht zu dem Hut für achtzehn Mark, es langte nicht, auch wenn sie den Spigen tragen fortließ; es fehlten immer noch drei Mark. Woher die nehmen? Sie trommelte ungeduldig auf der Tischplatte, auf einmal aber hob sie den Finger und lächelte vergnügt. O ja, das war ein guter Einfall, und der Hut war gerettet. Sie nahm ein paar Groschen, rief das Mädchen und schickte sie auf den Zimmerplatz nach Latten.

Als Herr Hendrichs eine Stunde später aus dem Geschäft kam und vergnügt beim Mittagessen saß, kam sie auf die Laube zu sprechen. Es wäre Zeit, daß sie gebaut würde. Ja, er fand auch, es würde Zeit.

„Jä hab' auch schon die Latten da,“ sagte Frau Hendrichs, „Steiner hat am Nachmittag kommen und sie nageln, er ist ja aber so unverschämt, er will drei Mark haben.“

„Was will er haben? Der hat wohl 'n Piepmatz? Jä werde ihm Bescheid sagen.“

„Sag' lieber nichts,“ bat Frau Hendrichs, „es giebt bloß Aerger im Hause. Also sei schon still, ich denk' auch, wir nageln uns das Ding allein.“

„Unfium!“

„Rein, gar nicht Unfium, ich werd's schon machen.“

„Du? Das möcht' ich erleben.“

„Na, gewiß, sollst Du auch!“ Sie lachte liebenswürdig und tätschelte ihm die Baden: „Du mußt natürlich helfen, Mäme, ich halte Dir alles und Du nagelst. Und dann binden wir's mit Draht fest. Und die drei Mark, die der Tischler haben will, krieg' ich, die nehm' ich zum Sommerhut!“

„Ach so! Darauf läufst's raus!“ Er lachte unbändig. „Jä soll die Laube bauen, damit Du das Geld kriegst. Fein ausgedacht!“

„Aber ich will sie doch bauen, ich . . . ich . . . ich!“ Sie erstarrte ihn fast, „und wir machen's auch so, nicht wahr? Und ich krieg' das Geld, ich kann mir doch denn auch solchen feinen Hut kaufen für achtzehn Mark, siehst Du! Du wirst solchen Staat machen mit Deinem Frauchen.“

Das schien ihn zu überzeugen. Er sagte sie an ihrem rofigen Ohrschläpchen und küßte sie: „Na denn hol man Nägel und Hammer; nach dem Kaffee nageln wir die paar Latten zusammen.“

Die paar Latten — es waren schändliche Latten. Frau Hendrichs fand, daß man zuerst die Eckstangen annageln müßte, und dann die Querleiste dagegen. Es war nur nicht recht klug zu werden, wie

und wo man Nägel einschlagen konnte, sie bogen sich alle krumm auf den Cementsäulen. Herr Hendrichs fluchte.

„Binde es doch mit Draht an“, riet die Frau, „man reißt sich die Hände wund an dem rauhen Holz.“ Sie stöhnte gleichfalls.

„Draht sieht lieberlich aus“, sagte Herr Hendrichs.

„Ach wo, ich hänge nachher Epheu drüber. Sieh mal, so geht es.“ Sie hatte die eine Stange schon festgebunden. Sie saß in der That famos. Herr Hendrichs band die andre Stange fest:

„Nun noch die Querbalken drüber, dann sitzt das Ding.“ Er stieg auf den Stuhl und begann von neuem zu hämmern. Dann schrie er plötzlich: „Du mußt doch den Balken halten, Lotte, so krieg ich ihn doch im Leben nicht fest. Steig mal auch auf den Stuhl und halte das andre Ende.“

„Dann werde ich schwindlig“, jammerte Frau Hendrichs.

„Denn mach' Dir das Ding alleine!“

„Na, mein Himmel, ich komme ja schon“, sie sprang auf den Stuhl und faßte die Stange: „Ist's so recht?“

„Tiefer!“ schrie Herr Hendrichs.

„So?“

„Mehr nach rechts! Herrgott, ich sag' Dir nach rechts, und Du hältst nach links!“

„Na ja, man wird ja rein verrückt bei Deinem Gebrüll!“ Sie waren beide in Stimmung gekommen.

„Stell Dich lieber gescheiter an. So ist's recht. Nun fest drauf drücken. Fest! Zum Donnerwetter fest!“ Herr Hendrichs schwang den Hammer mit Macht und im selben Augenblick gab es einen Krach! Die Drahtschlinge, die die Stützstange hielt, hatte sich gelöst, der ganze Lattenbau trachte zusammen.

„Das kommt von Deinem Draufstosswüsten!“ jammerte Frau Hendrichs.

„Nein, von Deinem Ungeschick kommt es.“

„Es ist ja überhaupt ganz egal, woher's kommt; nun hilf doch mal alles wieder festmachen.“

Frau Hendrichs kniete schon am Boden. Der Gatte warf ihr einen spöttischen Blick zu: „Ich helfe? Nicht rühren! Mach' Dir den Plunder selbst, oder ruf Steiner.“

„Aber, Männchen!“

„Aber, Lottchen, ich thu' nichts mehr dran; lauf' Dir 'n Hut für fünfzehn Mark, aber ruf Steiner!“

„Denn kann er's ja morgen früh machen, wenn Du im Geschäft bist“, sagte Frau Hendrichs. Es war ihr noch ein rettender Gedanke gekommen, wenn sie dem Fischer bloß eine Mark gab, hatte sie noch immer zwei übrig für den Hut.

„Ich will ihn heut' haben!“ schrie Hendrichs. „Nun der Krempel angefaugen ist, soll er auch über Seite.“

Als der kleine Portier ein paar Minuten später in dem Hintereingang erschien, empfing ihn Frau Hendrichs mit bezaubernder Liebenswürdigkeit: „Steiner, ich hab' meinem Mann gesagt, Sie wollen drei Mark haben. Nichts verraten. Hören Sie, auch wenn er zankt. Sie sollen auch mal was verdienen!“

„Aber, Frau Hendrichs, Sie sind auch zu gut, Frau Hendrichs.“ Der Kleine konnte kaum sprechen vor Rührung.

Und Frau Hendrichs lächelte mit ihrem süßesten Lächeln, aber unter dem langen Serpentinvolant „trampelten“ ihre kleinen Füßchen. —

— Die freie photographische Vereinigung hatte am Dienstagabend ihren 150. Projektionsabend im Museum für Völkerkunde veranstaltet. Professor Dr. G. Fritsch nannte in einer einleitenden Ansprache diesen Abend einen „Chrenabend“. Er gab einen kurzen Rückblick über die Entwicklung der Vereinigung, wies auf die zahlreichen Verbesserungen der Projektionsapparate und der Projektionsverfahren hin, streifte die Ausfahrten, die der Kinematograph der Photographie böte, und betonte zum Schluß, daß Projektionsabende, wie sie die freie photographische Vereinigung veranstaltete, immer mehr an Volkstümlichkeit und allgemeinem Interesse gewinnen müßten.

Der erste Teil der Projektionsbilder, die von Franz Goerke, dem Direktor der „Urania“, erläutert wurden, führte an die Riviera, von Cannes nach Nizza. Cannes, die Ieriniischen Inseln St. Margherite, St. Honorat und St. Jérôme tauchen auf; St. Cassien, Cap Antibes und Grasse mit seinen Blumensfeldern geben uns einen Einblick in die Leppigkeit der Riviera-Natur. Delbäume mit ihren weitverzweigten Ästen und ihren silbergrauen Blättern bilden Haine, Cypressen und Piniten mit schwarz-blauen Nadeln schauen ernst und starr aus den Friedhöfen an den Berghängen. Korkeichen und Eukalyptusbäume mit übermäßig langgestielten Blättern sind Fruchtstüde der Gärten. Die Aleppo-Kiefer ist der charakteristische Baum für das Cap Antibes, und Myrthensträucher bilden das Unterholz dieser Wälder. In die Häuser der Dörfer und Städte ranken Rosen, Veilchen blühen auf Feldern, namentlich um Grasse herum, wo sich die großen Parfümfabriken der Riviera befinden.

Eines der Projektionsbilder zeigte eine derartige Blumenernte. Frauen und kleine Mädchen standen im Sonnenbrand auf den Blumensfeldern und pflückten. Es waren Rosen. In langen Ranken krochen sie über den Boden dahin. Blume an Blume. Weiß, rosa, dunkelrot. Rosen, so weit das Auge sehen konnte, bis hinten an die Felsenhänge. Diese Rosen und Veilchen kommen dann in die Parfümeriefabriken. Zu hohen Bergen aufgeschüttet liegen sie in den Fabriksälen, wo stinke Mädchenfinger sie zur Parfümgewinnung brauchbar machen. Die tautrockenen Blumen werden zuerst in angewärmtes, gereinigtes Fett — neuerdings gebraucht man Petroleumäther — geschüttet. Dann

wird das so behandelte Fett filtriert, wieder mit neuen Blumen vermischt u. s. f., bis das Fett ganz mit Blumenaroma gesättigt ist. Die so gewonnene Veilchen- oder Rosenpomade wird nun mit Alkohol (Kornbrandtwein etc.) behandelt, der das Blumenaroma absorbiert und die Fettbestandteile zurückschlägt. Das so entstandene Produkt ist das Parfüm.

Die Gewinnung der Blumendöle, namentlich des Rosenöls, ist eine andre. Das Del wird direkt aus den Blumen herausgepreßt. In wie winzigen Mengen Del in den Rosen vorhanden ist, kann man daraus ersehen, daß 70 000 Kilogramm Rosen dazu gehören, um 1 Kilogramm Rosenöl, das mit 1000 Fres. bezahlt wird, zu gewinnen.

Ueber Mentone, das Fossan-Thal, Castellar, Cap Martin, Pont St. Louis (die Grenze zwischen Frankreich und Italien) ging dann die Reise auf der Route de la Corniche nach La Turbie weiter. Auf unserem Wege machen wir einen Abstecher nach der Barma grande, einer Höhle, in der verschiedene Skelette von Menschen und Tieren der älteren Steinperiode gefunden wurden. Eins der letzten Projektionsbilder von der Riviera zeigte inen Olivenhain mit reifen Früchten. Die kleinen, blauen, pflaumenartigen Oliven hängen büschelweise an den silbergrauen Zweigen. Die Früchte werden mit Stangen abgeschlagen und in darunter ausgebreiteten Tüchern aufgefangan. Die so abgeernteten Früchte geben aber nur ein minderwertiges Del; das gute, erstklassige Probanzeröl wird aus den grünen, noch nicht ausgereiften Früchten gewonnen, die sorglich einzeln mit den Händen abgepflückt werden. Ein Ausblick auf Nizza endete die Riviera-Route.

Kinematographische Aufnahmen bildeten den zweiten Teil des Projektions-Abends. Den Anfang machte eine Montblanc-Besteigung. Die Länge des Films, der aus 13 500 Einzelaufnahmen bestand, betrug 240 Meter. Ein paar Bergferse, die auf möglichst gefährvollem Wege die Höhe des Montblancs erklimmen wollen. Gletscher, Schneeburden, Abgründe und Nebel: alles was so zu einer zünftigen Kraxelei gehört. Technisch funktionierte leider die Sache nicht recht. Der Wechsel in den Aufnahmen geriet oft die Einheitlichkeit des Bildes, einzelne Verkürzungen der Linien in der Perspektibe waren übertrieben. So machten z. B. die Touristen beim Aufstieg auf Schneestufen oftmals Schritte von der Länge ihrer eignen Körpergröße etc.

Interessanter und auch technisch besser war das Fällen von Niesenbäumen im lanadischen Urwald und der Transport der Holzstämme. Holzhauer mit Sägen und Äxten bearbeiteten die Bäume, bis sie sich zu neigen begannen und umstürzten, Äste, Zweige und Laub der andren Bäume mit fortreichend bei ihrem Sturze. Dann werden die Bäume angefeilt, fortgeschleift und ins Wasser fallen gelassen. Von Flößern, die auf den Stämmen balancieren, wird das Holz darauf mit Stangen nach der Bahnstation geleitet. Dort kommt der Stamm auf zw. i Naderwaare, die an jedem Ende angefeilt werden. Mit Seilen werden dann auch die einzelnen Stämme aneinander gebunden; auf jedem Stamme steht oder reitet ein Arbeiter und eine Lokomotive führt den Baumzug nach dem nächsten Knotenpunkt der Hauptbahnlinie.

Ein paar kleinere Vorführungen, unter denen Gullibers Reisen im Lande der Zwerge und Riesen (Filmlänge 78 Meter, 4300 Einzelphotographien) das meiste Interesse erregten, bildeten den Schluß. —

Völkerkunde.

k. Die Blutrache bei den Albanesen. Ueber das Leben in Albanien veröffentlicht das „Blackwoods Magazine“ einen Artikel, dem die gegenwärtigen Zustände in diesem Lande ein aktuelles Interesse verleihen. „Ein Besuch in Skutari, der Hauptstadt Albaniens“, schreibt der Verfasser, „ist für jemand, der diese Länder noch nicht kannte, eine Offenbarung. In dem wöchentlichen Markttag steigen die Bergbewohner zu Tausenden herab. Sie kommen von fern und nah; dabei sind sie mit Martinigewehren und Reboltern bewaffnet, die sie aber in den Nachtlokalen an der äußeren Grenze der Stadt zurücklassen müssen. Diese Leute sind alle Christen, sehr fromme sogar; aber da drei Viertel der einige 40 000 Einwohner betragenden Bevölkerung Skutaris Mohammedaner sind, so erwächst aus diesem wöchentlichen Zustrom der Christen eine wirkliche Gefahr. Es kommt keineswegs selten vor, daß der Besucher sieht, wie ein Mann auf der Straße erschossen wird, und die Türken betonen die immer mehr oder weniger kritische Lage dadurch, daß durch alle Gassen und Straßen Tag und Nacht Feldwachen von stark bewaffneten Soldaten patrouillieren. Einer der alten Tricks der christlichen Stammesmitglieder ist es gewesen, ein Schwein zu töten, dessen Kopf abzuschneiden und mit dem Blut große Kreuze im Jauern der Moscheen anzuschmieren und den blutigen Rumpf auf die Gebetmatte des Hedja zu legen. Man kann sich dann allerdings kaum wundern, wenn am nächsten Tage in der Stadt ein Aufruhr ist. Ein Menschenleben in Albanien ist einen Groschen wert, wie ein gebildeter Albanese einmal sagte; das ist ungefähr der Preis einer Patrone. Eine sehr hervorsethende und tief wurzelnde charakteristische Eigenschaft des Albanesen ist sein starrs Festhalten an den Gesetzen der Blutrache. Der Rächer ist kein Held, er wartet auf sein Opfer und schießt nur, wenn er weiß, daß er tödlich trifft. Vom sicheren Hinterhalt hinter einem Stein neben dem Pfad, den das Opfer betreten muß, kommt die tödliche Kugel aus einer Entfernung von wenigen Metern, und gewöhnlich wird es in den Rücken geschossen. Wenn ein Mann friedlich auf dem Felde arbeitet oder nachts in seiner Hütte schläft, kann er erwachen — wenn er überhaupt erwacht —, ein Drett in

Dach entfernt finden und einen Gewehr- oder Revolverlauf auf sich gerichtet sehen. Diese Art. Blutrache zu üben, ist feige; dagegen ist ein anderer Brauch ritterlich. Sollte ein Mann eines Stammes einen andern töten, während er außerhalb seines eignen Grenzgebietes ist, so kann er schnell zu den nächsten Verwandten des Toten ins Asyl fliehen und dort kühn seine That anmelden und Straflosigkeit fordern. Er wird dort Ruhe und Nahrung finden und dann sicher an die Grenze geführt werden. Dort hört die Verpflichtung zur Gastfreundschaft auf und es wird ihm gesagt, er solle ein Auge auf sich halten, denn beim nächsten Zusammentreffen gelten die Gesetze der Vendetta. In Uebereinstimmung mit den abendländischen Sitten des Mittelalters beobachten die Albanesen aber noch die Heiligkeit des Brotbrechens oder Salzkostens. Hat einmal ein Mann im Hause eines andern Speise gegessen, so darf er gegen jenen Mann nie die Hand erheben, wie schwer auch die Herausforderung wäre. Wie weit dieses Gesetz durchgeführt wird, zeigt folgendes Beispiel. Ein Mann kam abends zum Hause seines Feindes in der Absicht, ihn zu töten. Es war ungewöhnlich dunkel, da der Mond noch nicht aufgegangen war; der Mann verbarg sich im Garten einer benachbarten Hütte und wartete auf die günstige Gelegenheit, in seines Feindes Wohnung zu kriechen. Halb unbewußt rief er einen Maistolben ab, laute daran und verbrachte die Zeit. Plötzlich ging der Mond über einem dazwischen liegenden Berge auf und beleuchtete mit seinen hellen Strahlen den Schauspiel. Der Mann stand vorsichtig auf und sah um sich. Dann stahl er sich heimlich, mit einem Ausruf enttäuschter Wut, nach Hause: Aus Versehen hatte er sich im Hause seines Feindes verborgen und von seiner Ernte gegessen. . .

Geographisches.

— Die Entwicklungsgeschichte der Dünen an der Westküste von Schleswig bildete den Gegenstand interessanter Studien von Prof. J. Reinko (Reinle), die jüngst der preussischen Akademie der Wissenschaften vorgelegt wurden. Die Dünenbildungen an der schleswigschen Nordseeküste verteilen sich auf vier, durch das Meer voneinander getrennte Stellen, nämlich die Inseln Röm, Sylt, Amrum und die Halbinsel Eiderstedt. In jedem dieser Territorien nimmt das Dünengebiet die westliche, dem Meere zugelebte Seite ein, und alle vier Dünengebiete liegen auf einem Streifen, dessen Sehne von der Nordspitze Roms zur Südspitze von Eiderstedt verläuft. Hierdurch kommt, wie Reinko betont, eine gewisse Einheitlichkeit in die geographische Kombination jener Dünengebiete, die erdgeologisch begründet dadurch erscheint, daß dieses ganze Küstenland in alter Zeit durch das Hereinbrechen der Meeresfluten zerstückelt wurde und daß seine heutige Gestaltung nur die Reste einer früher zusammenhängenden Landschaft darstellt, allerdings Reste, die stellenweise wieder in lebhaftem Anwachsen begriffen sind. Auf Sylt giebt es ausschließlich nur alte Dünen, die, vor langer Zeit entstanden, jetzt nur die verschiedenen Stufen späterer Umbildung aufweisen, während der Strand von Röm, Amrum und Eiderstedt neben alten Dünen verschiedener Entwicklungsstufen, auch die Neubildung von Dünen, den Aufbau derselben aus den jüngsten Anfängen vor Augen führt. Der Westküste von Sylt liegt nur ein schmaler Sandstrand vor, und die alten Dünen sind vermutlich zu einer Zeit entstanden, als die Insel sich weit über ihre heutige Grenze westwärts ins Meer ausdehnte und sanft zum Wasserpiegel abdachte. So war damals die Bildung von Dünen möglich, die, dem Meere entsteigend, ostwärts den Landrücken hinaufwanderten, auf dem sie sich heute befinden. Anders bei Röm, Amrum und Eiderstedt. Dort hat das Meer an der Westseite breite Sandflächen angeschwemmt, die auch bei gewöhnlicher Flut trocken liegen, aber doch durchtränkt sind vom Salzwasser der Nordsee, sie bilden die Vorbedingung der daselbst auch heute noch stattfindenden Neubildung von Dünen. Nur auf feuchten Sandflächen besetzt Reinko, wird heute die Neubildung von Dünen beobachtet, und es ist kein Grund vorhanden, anzunehmen, die alten hohen Dünen von Sylt und Amrum seien auf trockenen Sandfeldern entstanden, während an andern Stellen der Erde, z. B. in vegetationslosen Wüsten, die Entstehung von Dünen allerdings auch auf trockenen Sandfeldern vor sich geht. An der Westküste von Schleswig ist aber nur die nasse Sandfläche der Schauspiel für die Neubildung von Dünen, und damit diese vor sich geht, muß ferner, wie Reinko gefunden, eine Pflanze auf dem Sandfelde auftreten; erst aus dem Zusammenwirken dieser Pflanze mit Sand und Wind entsteht die entwicklungsfähige Anlage einer Düne. Diese Pflanze ist nun, nach Reinkos weiteren Forschungen, stets und überall dieselbe, nämlich ein perennierendes Gras, dessen botanischer Name *Triticum junceum* ist. Es findet sich überall an der deutschen Nord- und Ostseeküste, selbst aber dem Binnenlande und gedeiht am üppigsten auf reinem Sandboden, auch an tonigen Stellen, wofern sie salzhaltig sind. Der vom Winde herangewehte und von den unterirdischen Schageln des *Triticum*s durchwühlerte Sand bildet den Anfang für die erste Entwicklungsphase einer Düne, die sich im Lauf der Jahre bis zur Höhe von mehreren Metern erheben kann. Reinko bezeichnet solche als *Triticum*-Dünen, denn sie sind nur von diesem Gras bewachsen und durchwachsen. Weiteres Wachsen über etwa drei Meter Höhe hinaus findet bei diesen Dünen nicht statt, weil der Sand nur an der Oberfläche trocknet und durch den Wind verflücht wird. Dann aber wird der Boden geeignet für das bekannte eigentliche Dünen Gras, dessen botanischer Name

Psamma arenaria ist, das im salzlosen Fluglande gedeiht und die Dünenoberfläche in dichten Rasen bedeckt. Die *Psamma*-Düne ist die zweite Entwicklungsphase der Düne und gewährt die Unterlage für das weitere Wachstum der letzteren bis zu 30 Meter Höhe. Aus dieser Grasdüne geht dann zuletzt durch den Wind, der die Grashorste losreißt oder verschüttet, die lahle Düne, der vegetationslose schneeweiße Sandberg hervor. Das sind die Wanderdünen, die in der Richtung des vorherrschenden Windes eine Verschiebung von 5—6 Meter im Jahre erfahren und auf den nordfriesischen Inseln im Laufe der Jahrhunderte Wiesen, Gebäude, ja ganze Ortschaften verschüttet haben, bis es gelang, durch sorgfältige Kultur, die in erster Linie auf Anpflanzung des *Psamma*-Grases gerichtet war, diese Wanderdünen zu befestigen und zu bändigen. — (Kölnische Zeitung.)

Medizinisches.

en. Lungen- und Atemungs-Atmung. Es kann als eine sichere Thatsache angesehen werden, daß sich Krankheitskeime um so eher in der Lunge festsetzen und um so schwerer daraus zu entfernen sind, je geringer die Thätigkeit der Lungen ist und je weniger vollständig sie sich bei der Einatmung ausdehnen. Es ist daher durchaus kein Zufall, daß die Lungenkrankheiten gewöhnlich von den Lungen- und Atemungs-Atmung ausgehen, und auch hier namentlich den Anlaß zu langwierigen Erkrankungen geben. Wenn nämlich die Atmung bei eingedrücktem Brustkorb nur oberflächlich erfolgt, so sind es zunächst die Lungen- und Atemungs-Atmung, die durch die ungenügende Bewegung des Organs außer Thätigkeit gesetzt werden. Dr. Beertwald lenkt mit Rücksicht darauf in den „Blättern für Volksgesundheitspflege“ die allgemeine Aufmerksamkeit sowohl der Aerzte wie der Kranken auf die Bedeutung gymnastischer Uebungen für Lungenkranke. Eine größere Zahl der Kranken betrachtet leider noch immer die darauf bezüglichen Anordnungen der Aerzte als nebensächlich und vernachlässigt ihre Ausführung entweder ganz oder doch durch einen mangelhaften Ernst der Bormahme der Uebungen. Es ist aber durch Versuche anatomisch nachgewiesen worden, daß die Lungen- und Atemungs-Atmung genügend mit Luft gefüllt und ausgedehnt werden, daß sich während des Atmens die Schultern hochheben. Die Wahrheit dieses Satzes läßt sich übrigens auch an Lungenkranken beobachten, die in einem Anfall von Atemnot unbewußt jedes Mittel anwenden, um ihre Schultern in die Höhe zu ziehen. Während man in der Behandlung und Verhütung der Lungenkrankheiten bisher die Gymnastik hauptsächlich für Breiten- und Tiefenatmung angewandt hat, wird man jetzt noch besonders auf eine Höhenatmung Bedacht nehmen müssen, um die Gefährdung der Lungen- und Atemungs-Atmung zu verhindern. —

Humoristisches.

— Zweifel. Mann: „Was hast Du dem heute gelocht?“
 Frau: „Eine Hühnersuppe.“
 Mann: „Ja, meinst Du wirklich, daß die Hühner so etwas genießen können?“ —

— Gemütlich. Gast (der schon lange auf Bedienung wartet): „Kellner, ich warte nun schon eine Stunde.“
 Kellner: „Ja, ja, wie schnell die Zeit vergeht!“
 („Lustige Blätter.“)

Notizen.

— „Der Schlachtenlenker“, ein Einakter von Bernard Shaw, deutsch von Siegfried Trebitsch, erlebt noch in diesem Monat im Stadttheater zu Frankfurt (Main) die erste deutsche Aufführung. —

— Die große Oper „Marienburg“ von Eugen v. Wolberg und Axel Delmar wird am 18. April erstmalig im Wiesbadener Hoftheater aufgeführt. —

— Ein neues Ballett „Der Zaubertrabe“ von Regal und v. Goldberger soll noch in diesem Monat im Opernhause gegeben werden. —

— Wie aus Rom berichtet wird, haben italienische Archäologen soeben im Königspalast von Pesto (Sicilia) einen großen Schatz von Gold und Bronzegeld aus der mykenischen Periode entdeckt. —

— Ein verschwundener Schmetterling. Ein unserm Dulatenfalter ähnlicher Schmetterling Englands, *Polyommatus dispar*, der dem *P. rutillans* des Kontinents nahe verwandt und an gewissen Vertikaleiten so häufig war, daß man in einer halben Stunde 15 bis 20 Stück fangen konnte, ist, wie der „Prometheus“ berichtet, dort seit langem völlig verschwunden; schon 1848 soll das letzte Exemplar gefangen worden sein. Es scheint, daß eine Ueberflutung an einem Orte, wo er früher hauptsächlich vorkam, die Brut mit Stumpf und Stiel ausgerottet hat. Infolgedessen ist der Preis dieses Tieres sehr hoch gegangen. Schon 1893 hatte, wie J. E. Charnley berichtet, ein Naturalienhändler, der 31 Stück im Besitz hatte, einen Durchschnittspreis von 90 M. für das Stück erzielt; 1902 wurde für ein einzelnes Exemplar ein Liebhaberpreis von 142 M. bezahlt. —